

# "Unter den Zweigen eines Ahorns" : Bäume als Urbilder der Seele

Autor(en): **Erni, Christian**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **46 (2004)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-972157>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

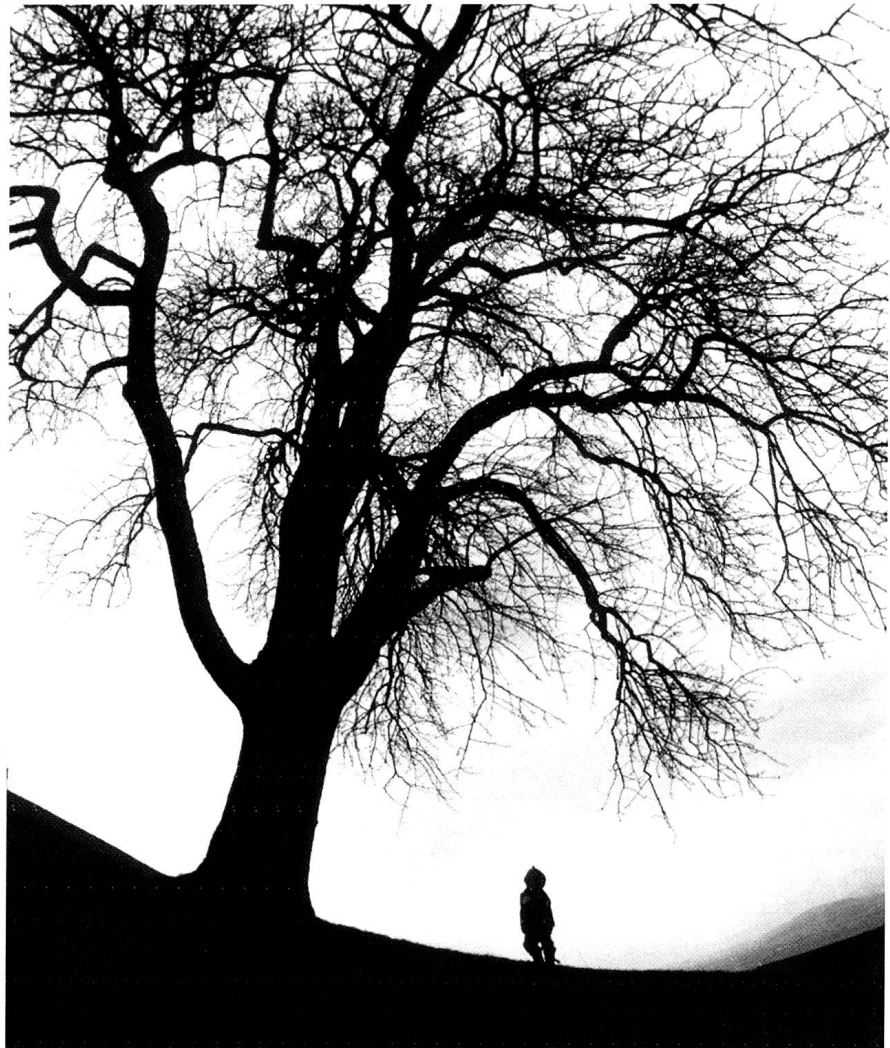
# «Unter den Zweigen eines Ahorns» – Bäume als Urbilder der Seele

(Teil 1/2)

von Christian Erni

«Solange die Bäume in Geist und Gefühl der Menschen, in Mythos und Poesie der Völker lebendig waren, lebten und gediehen sie auch in Natura.»  
(Kurt Marti: Tagebuch mit Bäumen, 1985)

**A**us der Tiefe der Zeiten und der Seele steigen in uns immer wieder Bilder auf, Ur-Bilder, die auf rätselhaft Weise dem Menschen sein Dasein zu deuten und zu bewältigen helfen. «Wie der Körper der Nahrung bedarf, und zwar nicht irgendwelcher, sondern der ihm zusagenden, so benötigt die Psyche den *Sinn* ihres Seins, und zwar ebenso nicht irgendwelchen Sinn, sondern jener Bilder und Ideen, die ihr natürlicherweise entsprechen, nämlich jener, die vom Unbewussten angeregt werden.»<sup>1</sup> Es sind im Grunde wenige solcher Bilder, etwa Wasser und Schifffahrt, Haus, Labyrinth und vor allem Baum und Wald. Natürlich sind diese «archetypischen Vorstellungen», wie C. G. Jung gleichenerorts sagt, «immer örtlich, zeitlich und individuell bedingt», d.h. sie sind von den Gegebenheiten der Region, des Klimas, der jeweiligen Kultur und den Erfahrungsmöglichkeiten des Einzelnen bestimmt. Diese Ur-Erfahrungen des Menschen tauchen in den religiösen Vor-



Birnbaum. (Foto Hans Domenig, 2001)

stellungen und Gebräuchen aller Zeiten und Gegenden auf, beschäftigen uns in unseren Träumen und erscheinen überall und jederzeit auch mit alter Kraft in Bildwerk und Dichtung und zwingen uns, dem Rätsel ihrer Bedeutung nachzuspüren. Das soll hier mit dem Symbol «Baum» versucht werden.

## Der Baum in Religion und Mythologie

Bäume erlebten unsere frühesten Vorfahren als riesige Wahrzeichen, an denen sie Wachstum, Reifung, Fruchtbarkeit, Macht und Schutz und Erneuerung auf seltsame Art dargestellt fanden und begreifen lernten. Genährt von der Mutter Erde, treibt der Baum den Lebenssaft durch den Stamm ins Geäst, und Sonne und Mond, Wind und Regen spenden ihm von oben ihre Kraft. In der Pracht der Bäume, dem Menschen weit überlegen an Dauer, Grösse und Stärke, sah der Mensch sogar ein Bild der Welt, der Schöpfung: *den Weltenbaum*, der der Ursprung aller Dinge sei. In den auffallendsten Bäumen, durch Wuchs und Alter hervorragend, verehrten die Alten deshalb das «Heilige». Wie klein, anfällig und schnell vergangen kam sich daneben der Mensch vor, etwa wie Hiob es formuliert hat:<sup>2</sup>

Der Mensch, vom Weibe geboren,  
lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe,  
geht auf wie eine Blume  
und fällt ab,  
flieht wie ein Schatten  
und bleibt nicht.  
Ein Baum (dagegen) hat Hoffnung,  
wenn er schon abgehauen ist,  
dass er sich wieder erneue,  
und seine Schösslinge  
hören nicht auf.  
Ob seine Wurzel in der Erde  
veraltet und sein Stamm in dem  
Staub erstirbt,  
so grünet er doch wieder  
vom Geruch des Wassers  
und wächst daher,  
als wäre er erst gepflanzt.  
Aber der Mensch stirbt  
und ist dahin;  
er verscheidet, und – wo ist er?

Bei Goethe tönt derselbe Gedanke in «Grenzen der Menschheit» (1778) so:

Denn mit Göttern  
Soll sich nicht messen  
Irgend ein Mensch!  
(...)  
Steht er mit festen  
Markigen Knochen  
Auf der wohlgegründeten  
Dauernden Erde,  
Reicht er nicht auf,  
Nur mit der Eiche  
Oder der Rebe  
Sich zu vergleichen.

Im alten Kreta, bei Indern und Germanen bezeichneten denn auch Bäume die heiligen Stätten und empfingen Weihgaben und Verehrung. Ebenso bei den Griechen: Zu ihren grossen Heiligtümern gehörten Bäume oder Baumgruppen, etwa ein uralter Ölbaum auf der Akropolis, eine Palme an der Geburtsstätte von Apollon und Artemis auf Delos, in Olympia ein wilder Ölbaum, mit dessen Zweigen die Sieger bekränzt wurden. Ja überall konnte ein grosser einzelner Baum oder eine schöne Baumgruppe in der Nähe einer Quelle bewundert und als geheimnisvoll Göttliches verehrt (und geschont) werden, wie dieses Epigramm für den Hirten-gott Pan, verfasst von einem Gelehrten aus Byzanz (um 150 v. Chr.), bezeugt:<sup>3</sup>

Pan gehören die Ulmen,  
die schlanken Weiden  
und diese heil'ge Platane,  
die rings ihre Krone erhebt;  
Pan auch wurden geweiht  
der Quell und die ländlichen Becher,  
in den Qualen des Dursts  
bringen sie beste Arznei.

Übrigens tragen die meisten unserer Bäume weibliche Na-

men (wie überhaupt bei den Indogermanen), denn «dem Baum kommt als Stätte der Wandlung und Erneuerung weiblich-mütterliche Bedeutung zu».<sup>4</sup> Im Volksglauben lebt noch ein Schimmer dieser Vorstellungen, indem man Kindern weismachte, Kinder kämen aus Baumstrünken oder von Bäumen, und in einem deutschen Märchen steigt ein junger Schweinehirt tagelang einen Baumriesen hoch bis zu einem Schloss im Wipfel, einem wunderlichen Paradies, das eine Prinzessin bewohnt.<sup>5</sup>

Heiliges und Schreckliches ist auch im Paradiesbaum der Schöpfungsgeschichte und hat seine seltsame Entsprechung im Kreuzesstamm auf Golgatha. Wem fällt dabei nicht *Caspar David Friedrichs* Altarbild «Kreuz im Gebirge» (1808/1809) ein, auf welchem Riesentannen und Kreuz gemeinsam den Gipfel eines Berges krönen! Als kirchenhohen Baum hat *Marc Chagall* das Christusfenster im Fraumünster in Zürich aufgebaut (1970): In herrlichem Grün steigt ein Baum auf, umfasst Maria mit dem Kind, trägt aufsteigend Andeutungen aus Christi Leben und Predigt und vollendet sich im Gekreuzigten, der ins Licht zu entschweben scheint.

Für *Friedrich Hölderlin* sind Eichbäume wieder wie in der Frühzeit die «Herrlichen», die, von der Erde geboren, vom Himmel genährt, fröhlich, frei, heiter und gross, «jeder ein Gott», sich den Raum «ergreifend»:

## Die Eichbäume (um 1797)

Aus den Gärten komm' ich zu euch,  
ihr Söhne des Berges!  
Aus den Gärten,  
da lebt die Natur  
geduldig und häuslich,  
Pflegend und wieder gepflegt  
mit dem fleissigen Menschen  
zusammen.  
Aber ihr, ihr Herrlichen!  
steht, wie ein Volk von Titanen  
In der zahmeren Welt und gehört nur  
euch und dem Himmel,  
Der euch nährt und erzog,  
und der Erde, die euch geboren.  
Keiner von euch ist noch in die  
Schule der Menschen gegangen,  
Und ihr drängt euch fröhlich und frei,  
aus der kräftigen Wurzel,  
Unter einander herauf und  
ergreift, wie der Adler die Beute,  
Mit gewaltigen Armen den Raum,  
und gegen die Wolken  
Ist euch heiter und gross die  
sonnige Krone gerichtet.  
Eine Welt ist jeder von euch,  
wie die Sterne des Himmels  
Lebt ihr, jeder ein Gott,  
in freiem Bunde zusammen.  
Könnt ich die Knechtschaft  
nur erdulden, ich neidete nimmer  
Diesen Wald und schmiegte mich  
gern ans gesellige Leben.  
Fesselte nur nicht mehr ans  
gesellige Leben das Herz mich,  
Das von Liebe nicht lässt,  
wie gern würd' ich  
unter euch wohnen!

Erlebter Eichwald und die urmenschliche Idee des heiligen Baumes sind in diesem Gedicht Hölderlins verwachsen. Die Eichen sind ihm zum Symbol geworden, dass auch der Mensch seine Anlagen *frei* entfalten kann. Gleichzeitig hat Hölderlin aber auch ein Bild der Gemeinschaft gefunden: ihre herrliche Grösse verdanken die Eichen der Freiheit und dem «freien Bunde», wie er es sich für Deutschland und Europa er-



Maran bei Arosa, Blick gegen Maienfelder Furka, der Blick geleitet von C. D. Friedrichs «Der einsame Baum» von 1822.

(Foto Christian Meisser, um 1900; Quelle: Walser Mitteilungen, 2001, Nr. 43)

sehnte. Er «neidet» ihnen ihre naturgewachsene Grösse und Verbundenheit in Freiheit, während er selbst, von Liebe gefangen, in der Knechtschaft gesellschaftlicher Konventionen sich abplagt. Um all dies ausdrücken zu können, bot sich Hölderlin wie von selbst die älteste europäische Versform an, der homerische Sechsfüsser.

*Friedrich Rückert*, von dem das folgende Gedicht stammt, lebte von 1788 bis 1866 und war Professor für orientalische Sprachen in Erlangen und Berlin, Übersetzer aus dem Arabischen, Persischen, Chinesischen und zudem formgewandter Dichter und Nachdichter.<sup>6</sup>

Es kam ein Wanderer  
durch einen öden Raum  
An einen grünen Fleck,  
da stand ein schöner Baum.

Und an des Baumes Fuss  
ergoss sich eine Quelle,  
Und eine Blume sah sich in der  
klaren Welle.

Auch auf dem Baume  
sass ein Vogel hoch und sang;  
Der Wanderer ruhte froh sich aus  
von seinem Gang.

Und sprach: «Wie schad um euch,  
dass ihr hier beide singt  
Und blüht, wo keinem Aug' und  
Ohre Lust es bringt!»

Da sprach die Gottheit,  
die im Baume wohnte, leise:  
«O Wanderer,  
den zu mir geführet hat die Reise,

Sie blühen nicht umsonst,  
sie blühen und singen mir,  
Und weil du bei mir ruhst,  
blühen sie und singen dir.»

Rückert erzählt hier aus seiner enormen Kenntnis orientalischer Literatur und Mystik dieses Gleichnis vom Wanderer und dem heiligen Baum. Im Bild dieses Baumes ist alles versammelt, was seit jeher zum heiligen Baume gehörte, die schöne Lage («ein grüner Fleck»), Quelle, Blume und Vogel. Der Wanderer geniesst und rühmt den Schutz und die Lieblichkeit des Ortes. Die Antwort des Baumes



kann etwa so verstanden werden: Die Natur ist nicht für den Menschen da; Baum, Vogel, Quelle, Blume sind sich selbst genug, vom Schöpfer so gewollt und deshalb für sich schön. Aber der Wanderer darf, als Teil der Schöpfung, daran teilnehmen und, wenn er kann, sich darüber freuen.

Wie weit haben wir, Ausbeuter und Zerstörer unserer Umwelt, uns von dieser antiken und östlichen Ehrfurcht von der Natur entfernt!

### **Der Baum in der Malerei und Literatur**

Der jungverheiratete Jukundus Meyenthal in *Gottfried Kellers* letzter Seldwyler Geschichte «Das verlorene Lachen» nahm als Holzhändler kräftig teil an der aufkommenden Ausbeutung des Seldwyler Gemeindewaldes. Als aber eine weithin bekannte 2000-jährige Rieseneiche gefällt werden sollte, kaufte er diese samt einigem Boden und stellte an dem prächtigen Platz eine Bank auf. Da hielten ihn die geschäftstüchtigen Seldwyler für einen sentimentalischen Träumer, der leicht zu übervorteilen sei. So kam es, dass sein Geschäft bald am Boden lag und er, dem Rate seiner Frau folgend, sich in die Fabriksiedlung seiner reichen Schwäger umzuziehen genötigt sah, nachdem er noch «mit wehmütigem Lächeln den alten Riesen nun doch samt dem Boden, auf dem er stand», verkauft hatte. Volle acht Tage mühten sich die Holzer des neuen Besitzers, bis die

Eiche sich ergab. «Endlich wurde... das Tauwerk wieder angezogen, und nach einem minutenlangen starken Schwanken, während einer wahren Totenstille, stürzte die Eiche auf ihr Antlitz hin mit gebrochenen Ästen, dass das weisse Holz hervorstarrte.» In der Standgrube des gefällteten Riesen fand man ein Stück römisches Glas und eine von Rost zerfressene Pfeilspitze. Mit dem Sturz «seiner Eiche» hatte Jukundi auch seine wirtschaftliche Unabhängigkeit, die Achtung seiner Frau (nicht zwar ihre Liebe), seine Selbstachtung verloren und mit all dem auch seinen angeborenen Charme, eben sein Lachen. Erst viel später, nachdem Jukundi seine materielle, religiöse und politische Krise überwunden hatte, konnten die Eheleute langsam ihr verlorenes Lachen wieder gewinnen. Interessant dabei ist, dass das versöhnliche Gespräch in einer «schön gepflegten Baumschule» über dem Tal stattfand. «Im durchsichtigen Schatten junger Ahornstämmchen war von den Forstleuten eine Ruhebänk angebracht worden, auf welche Jukundus und Justine sich niederliessen, den tröstlichen Anblick schweigend und ruhevoll geniessend.» So hatte Jukundus – und mit ihm seine Frau – wieder einen Baum gefunden, zu dessen Füßen sie nun einen neuen Abschnitt ihres gemeinsamen Lebens beginnen durften. Die Eiche, deren Sturz Jukundus als seinen eigenen erlebt, hatte zwar Alter und Ausmass des «heiligen Baumes», aber Keller verband sie so eng

mit dem Leben des einzelnen, des Jukundus, dass man sagen kann, sie sei des Jukundus *Lebensbaum*. Es ist deshalb sinnvoll, dass ein Ahornstämmchen im Pflanzgarten den Neubeginn im Leben von Jukundus und Justine bezeichnet und zu beschützen scheint.

Der Baum als geheimnisvoller Mitwisser und Mitleidender eines Menschen ist Inhalt eines schönen *Volkliedes*, das um 1550 auf einem fliegenden Blatt aufgetaucht und von *Johannes Brahms* (1833–1897) in seine *Volkliedersammlung* aufgenommen worden ist.<sup>7</sup>

Es steht ein' Lind' in jenem Tal,  
ach Gott, was tut sie da?  
Sie will mir helfen trauren,  
dass ich mein Lieb verloren hab'.

Es sitzt ein Vöglein auf dem Baum,<sup>8</sup>  
ach Gott, was tut es da?  
Es will mir helfen klagen,  
dass ich mein Lieb verloren hab'.

Es quillt ein Brünnelein auf dem Plan,  
ach Gott, was tut es da?  
Es will mir helfen weinen,  
dass ich mein Lieb verloren hab'.

Die Übereinstimmung zwischen dem Menschen und seinem Baum ist hier rührend einfach ausgedrückt, dass man sagen darf, diese Linde sei ein Teil des Trauernden. Das erinnert an den Glauben der Primitiven und vermutlich auch unserer Frühzeit, dass nämlich ein Baum die zweite Seele des Menschen ist oder birgt, die, während der Mensch aktiv, suchend und wandernd sein muss, seine unwandelbare Zuflucht und Heimat darstellt.

Wem kommt da nicht *Wilhelm Müllers* Lindenbaum «am Brunnen vor dem Tore» (1822) mit Franz Schuberts Melodie in den Sinn:

Es zog in Freud' und Leide  
zu ihm mich immerfort.  
(...)  
Nun bin ich manche Stunde  
entfernt von jenem Ort,  
und immer hör' ich's rauschen:  
du fändest Ruhe dort.

Ja, ein uralter verschollener Brauch belegt sogar verwandtschaftliche Beziehung eines Menschen zu einem Baum, weil sofort nach der Geburt die Placenta in ein vorbereitetes Pflanzloch gelegt und der Baumschössling darüber gepflanzt wurde, sodass also Kind und Bäumchen aus der gleichen Mutter stammten.<sup>9</sup> Von diesem Brauch hat *Walther Kauer* vermutlich im Tessin gehört und in seinem Roman «Spätholz» erzählt. So erst versteht der Leser, dass der alte Bauer Rocco seinen Bruder Nussbaum bis zum Letzten gegen die verständnislose Umwelt verteidigen will.<sup>10</sup>

Seine vielleicht glücklichste Zeit verlebte der interessanteste deutsche Minnesänger, *Walther von der Vogelweide*, um 1200 am Hof des Markgrafen von Meissen. Da wurde ihm bei einer Quelle eine Linde besonders lieb, welche ihm im heißen Sommer Schatten und Ruhe gewährte und wo er sich mit seiner Liebsten traf. So lässt er das Mädchen singen:<sup>11</sup>

Under der linden  
an der heide,  
da unser zweier bette was,  
dâ mugt ir vinden

schöne beide  
gebrochen bluomen unde gras;  
vor dem walde in einem tal  
– tandaradei –  
schöne sanc diu nahtegal.

Übersetzung:  
Unter der Linde auf der Heide,  
wo unser beider Lager war,  
da könnt ihr,  
sorgsam gepflückt (  
oder hübsch zerdrückt),  
Blumen und Gras finden.  
Vor dem Walde in einem Tal  
– tandaradei –  
schön sang die Nachtigall.

In seinem letzten Lebensjahr, vielleicht 1228 – «nû fürht ich siecher man den grimmen tôt» – erinnert sich Walther von der Vogelweide der Linde wieder, die seine glücklichen Tage gesehen. Er beschwört noch einmal das Naturerlebnis des Minnesangs: Blüten und Laub, Blütenpracht der Wiesen, den grünen Wald, den Vogelsang, aber nun mit dem Wissen des alten Menschen, dass dies alles «ein trûric ende hât» und nicht dauerhafter und wirklicher ist als Traum und Spiegelbild, ebensowenig auch Lieblichkeit und Zartheit seiner Linde, «der linde süeze und linde».

Dass Bäume das Leben des Menschen begleiten, wenn auch nur zeitweise, erzählen seit urdenklichen Zeiten viele *Märchen*. Märchenkenner wissen, wie oft der Wald als Durchgangs- und Krisenort der Märchenhelden erscheint. In manchen Märchen – am bekanntesten Marienkind, Allerleirauh, Sechs Schwäne, Eisenhans – bedeutet der (hohle) Baum als Wohnung im Wald zwar Gewahrsam, aber auch Schutz,

und vor allem ist er ein Ort der Besinnung, der Läuterung, der Reifung. Aschenputtel findet durch den Vogel auf dem Baum, der aus dem Grab der Mutter gewachsen ist, die Kraft zum Durchhalten. Im «Machandelbaum», diesem grimmigen Kriminal-Märchen, ist der Baum und der Vogel der getötete Bruder und Sohn, und erst nach der entsetzlichen Rache an der bösen Stiefmutter steht er wieder als Mensch da: «Und als sie (die Mörderin) aus der Tür trat, bratsch, schmiss ihr der Vogel den Mühlstein auf den Kopf, dass sie ganz zermatscht wurde... <und do stünn de lütje Broder doo>»

Im Christentum hat der Baum als mitfühlender und hindeutender Begleiter eine alte Tradition. Auf den 24 Feldern der *Bronzetüre am Dom von Pisa* hat der Meister Bonanus um 1180 für die wichtigsten Ereignisse der Heilsgeschichte Bäume gestaltet: zu unterst wandeln und diskutieren zwölf Propheten des Alten Testaments zwischen Palmen; bei der Verkündigung wächst ein Baum aus Marias Haus; eine Palme beschützt die Flucht nach Ägypten, und eine andere neigt sich über Jesu Taufe; beim Einzug in Jerusalem sprossen Ölbäume(?) aus der Stadtmauer; die Fusswaschung geschieht im Schatten eines Baumes, und Christi Höllenfahrt (sic!) wird mit einer schön geneigten Palme gefeiert.

Auch die italienischen und deutschen Künstler der Gotik und Renaissance blieben dieser



Eines von 24 Feldern in der Bronzetüre am Dom zu Pisa, geschaffen um 1180 von Bonanus.  
(Foto von Walter Dräyer, München 1961)

Tradition treu. *Leonardo* lässt seinen Verkündigungengel vor einer bizarren dunklen Baumreihe knien, und hinter der «Heiligen Familie mit dem Distelfink» von *Michelangelo* korrespondieren ein paar zierliche Stämmchen mit den spielenden Kindern Jesus und Johannes. In *Albrecht Dürers* «Gefangennahme Christi» (aus der Holzschnittfolge der Grossen Passion von 1510) künden ein grosser gebrochener Baumstumpf und ein kräftig aufstrebender Baum die kommende Katastrophe und die Auferstehung voraus oder –

mehrdeutig, wie echte Symbole sind – das Ende des Alten Bundes und die Kraft des Neuen. Dürers schönes Einzelblatt von 1515 «Christus am Ölberg» zeigt das Leiden des Verzweifelnden nicht in dessen Haltung oder Miene, sondern im leidvoll verzerrten Gesicht des Engels und vor allem im vom Sturm gezausten Baum neben Christus. Alle diese Bäume mögen zwar auch aus künstlerischen Gründen ins Bild gekommen sein, aber die Gestalter der Bilder standen damit in einer alten Tradition und werden sich auch an Christi

Baum-Gleichnisse und an sein Wort erinnert haben: «Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.» (Joh. 15,5)

In den folgenden Jahrhunderten, in unserem wissenschaftlichen Zeitalter, widmeten sich die Gelehrten eifrig dem Sammeln, der Klassifikation der Pflanzen – unter ihnen der Bäume –, erforschten Verwandtschaft, Fortpflanzung, Stoffwechsel, Lebensräume usw., kurz biologische Abläufe. Während wir uns also mit Messen, Berechnen, Analysieren, Sichtbarmachen der feinsten Lebensvorgänge in unserer pflanzlichen Umwelt befassen, taucht aus dem Unbewussten von Malern und Dichtern immer wieder das archaische Symbol des Baumes auf, das unsere seelischen Tiefen ganz anders anspricht als die Biologie. Wir erleben dann – kaum bewusst – Bäume als Zeichen fraglosen Daseins, als Symbole von Sterben und Sich-Erneuern, von Kraft und Dauer und vielleicht von mütterlichem Schutz, und wir spüren auch etwas von der uralten Beziehung von Bäumen und Menschen. (Ähnlich verhält es sich übrigens mit Feuer und Flamme: Nachdem aus unsern Stuben und Küchen offenes Feuer und brennende Lichter verschwunden sind, haben diese in Cheminés und auf Kerzenstöcken heimlich wieder bei uns Einzug gehalten, offenbar weil unsere Seele dieser Symbolträger bedarf.)

Es ist nicht zu verwundern, dass gerade in der sogenannten



Naiven Malerei Bäume eine besondere Rolle spielen, da die Künstler in ihren Bildern zwar von der Natur angeregt, aber, ohne es zu wissen, in Stoff, Farbe und Stil von ihrem Unbewussten gelenkt wurden und noch werden. *Henri Rousseau* (1844–1910) mag hier als Beispiel für viele bis zu den noch lebenden Jugoslawen gelten. Seine Dschungel-Visionen – er nennt sie zum Beispiel «Exotische Landschaft», einmal auch «Traum» – stellen eine schön geordnete Wand wild wuchernder Blumen, Sträucher und Bäume dar, zwischen denen, halb versteckt, Menschen, Löwen, Tiger, Affen, Vögel agieren. Seine Porträts versieht er gern mit einem Baumhintergrund eigener Erfindung. Ein «Kind mit Hampelmann» (k 903) trägt Blumen im Hemdchen und ist eingerahmt von einem noch spärlich belaubten Bäumchen und einem schönen grösseren Baum im Mittelgrund; in der Linken lässt das Kind einen Hampelmann-Vater tanzen. Rousseaus Freund und Gönner *Joseph Brummer* sitzt leger vor drei kräftigen Bäumen, zwischen denen üppiger Jungwuchs aufschiesst. Auf all diese eher unwirklichen Bäume und phantastischen «Urlandschaften» sprechen wir erheitert und verwundert an, aber was sie dem Maler oder seinem Modell oder dem Betrachter bedeuten, lässt sich kaum in Worte fassen.

Dasselbe gilt auch für die Landschaften und Baumdarstellungen von *Vincent van Gogh*

(1853–1890). Ein Feld von Olivenbäumen muss es wohl van Gogh besonders angetan haben, dass er diesen «Olivenhain» und nur ihn darzustellen gezwungen war: leidenschaftlich verkrümmte Stämme und Äste tragen die wild bewegten Kronen in den Himmel, der die Bewegung mitzumachen scheint. In der «Sternennacht» (wie «Olivenhain» 1889, in van Goghs fruchtbarster und vielleicht glücklichster Zeit in Südfrankreich entstanden) flammen dunkle Zypressen in einen von gewaltigen Lichtern wirbelnden Himmel; ganz klein und ruhig, mit tröstlichem Lichtschimmer ducken sich ein paar Häuser mit Kirche ins Dunkelblau der Nacht. In diesen Landschaften und besonders diesen Bäumen lebt die wilde Kraft und endlich

gewonnene Selbstsicherheit, aber spürbar auch seine innere Unruhe und Getriebenheit, die den Maler in jener Zeit erfüllt haben. In jener Zeit soll er gesagt haben: «Mes tableaux sont presque un cri d'angoisse» (Meine Bilder sind fast ein Angstschrei), wobei «presque» gewiss untertrieben ist.<sup>12</sup>

Man mag gegenüber solchen Deutungsversuchen Bedenken haben; gewiss ist aber, dass in Inhalt und Form eines künstlerischen Werkes, wenn auch verschlüsselt, sich immer die Persönlichkeit des Künstlers ausdrückt. Das ist besonders deutlich der Fall für van Goghs Schweizer Jahrgänger *Ferdinand Hodler* (1853–1918). Hodlers grossfigurige Gemälde mit historischem und symboli-



**Christus am Ölberg, Albrecht Dürer 1515. (Quelle: Christus am Ölberg, Radierung 1515. Leipzig: Insel 1917, Bild 69)**

schem Gehalt – etwa Die Nacht, Marignano, Blick in die Unendlichkeit – galten seinen frühen Bewunderern am meisten. Aber Hodler hat seine Malerlaufbahn mit andern Themen begonnen, die ihn bis zu seinem Tode nicht mehr loslassen sollten: See, Gebirge, Bäume. Dabei ging es ihm nicht um die Darstellung verkäuflicher schöner Landschaft, sondern er gestaltete diese Wirklichkeit mit seinen Mitteln so, dass sie für ihn tieferen, weiteren Sinn bekam. Er brauchte aber dazu viele gleichsam vorbereitende Gestaltungen, ehe er die von seinem Innern gemeinte Form und wohl auch Bedeutung fand. Wir haben deshalb sofort Freude am «Buchwald» mit seinen vielen schlanken Stämmchen und zarten Ästen, die zusammen das ganze Bild füllen, ein Gemälde, das Hodler selbst «als eine seiner wichtigsten Arbeiten bezeichnete». <sup>13</sup> Oder sein berühmter «Herbstabend» nimmt uns mit auf der Strasse, von jungen, halbentblätterten Kastanienbäumchen gesäumt, und scheint uns ins Unendliche zu führen. Aus demselben Jahr 1890 stammt der «Flieder», der sich, so jung er ist, unter der Last seiner rosa-violetten Blüentrauben neigt und gestützt werden muss. Jeder Betrachter fühlt sich hingezogen zum «Blühenden Kirschbaum» und zum «Bäumchen» (1905 und 1915), das seine lichte Krone so leicht und frei in den Himmel hebt. Unser Mitfühlen und Mitsehen wird uns bei Hodlers Bäumchen offenbar leicht, weil er unser Baum-Urbild anspricht, das er selbst aus sich

heraus in diese Bäumchen einzubringen wusste.

Dass es Hodler dabei nicht um blosser Naturwiedergabe ging, lässt sich besonders aus zwei Bildern lesen, dem «Auserwählten» (1893/94) und dem «Holzfäller» (1910). Im «Auserwählten» kniet ein nacktes Knäblein, Hodlers Söhnchen, und blickt anbetend zu sechs Frauengestalten auf, die es umschweben; in die Erde eines kleinen Beetes ist ein kleines, noch unbelaubtes Bäumchen gepflanzt. Offenbar *ist* der Junge das Bäumchen, und beide werden von den weiblichen Genien, den Feen des Märchens, mit Blüten und Segenswünschen, den Zeichen künftigen Wachstums und Erfolges, begabt. Es fällt dabei auch auf, dass Hodler nie gewaltige, knorrige alte Bäume dargestellt hat – wie es etwa Robert Zünd tat –, sondern junge, ranke, die ihre Reife noch vor sich haben. Hodlers starkes männliches Wesen lebt in den zornigen Kämpfern seiner historischen Gestalten, unter denen manche seine Züge und athletische Figur tragen, und in den gewaltig aufgetürmten Bergmassen der Schweizer Alpen, vielleicht auch in den vom Lebenskampf ermüdeten Alten.

Der Holzfäller, im Berner Kunstmuseum überlebensgross, steht mit weit gespreizten Beinen und hochgeschwungener Axt diagonal im Bild und wird gleich grimmig und unerbittlich zuschlagen; das Bäumchen auf seiner Rechten, schon ange-

schlagen, wird bald fallen. Der Betrachter wundert sich: So viel verbissene Anstrengung für einen so jungen, dünnen Stamm!

Aber das Bäumchen ist ja der junge Aufstrebende, wie wir aus anderen Bildern wissen, und so ist es vielleicht der Tod, der ungestüm die Axt an die junge Wurzel legt. Dabei erinnert sich der Hodler-Freund, wie viele in jungen Jahren von Hodler weggestorben sind: Vater, Mutter, Geschwister, Freunde, Gattin, Geliebte. Ein paar Jahre nach dem «Holzfäller» würde er das Leiden und Sterben seiner Freundin Valentine in erschütternder Bilderfolge festhalten. Oder ein anderer Deutungsversuch des «Holzfällers»: Wenn Hodlers schöne junge Bäumchen Ausdruck seiner zarten, verletzlischen, weiblichen Seite sind, könnte der Holzfäller eine schwierige Zeit des Malers andeuten, in welcher der verbissene Kämpfer und trotzig Tätige seine weiche, sensible Natur selbst gefährdet. Möglich, dass eine Frau, vielleicht eben Valentine Darel, ihm aus dieser Krise geholfen hat; denn er wurde nicht müde, die Idee des Weiblichen in Bäumen, aber auch in Porträts und Figurengemälden (bis «Blick in die Unendlichkeit», 1916) immer wieder anschaulich zu machen. Erst in seinen letzten Genferseeansichten, vom Fenster am Quai du Mont-Blanc in Genf aus gemalt, fehlen die Bäumchen am heimischen Ufer; der See weitet sich zum Unterweltsgewässer, und jenseits steigt in weichen Konturen, blau, ocker und



weiss, das Gebirge im Abendlicht auf. «Ist Ihnen nicht, als ob Sie am Rand der Erde stünden und frei mit dem All verkehrten? Solches werd ich fortan malen», sagte er Johannes Widmer.<sup>14</sup>

Ferdinand Hodler steht mit seinen Landschafts- und Figuralwerken zwischen den Epochen: Er ist dem 19. Jahrhundert als Schüler Barthélemy Menns verpflichtet, und er weist mit seinen Abstraktionen in der Porträt- und Landschaftsmalerei voraus auf neue Kunstformen. Nach dem Ersten Weltkrieg entwickelten sich neue Kunstauffassungen, die vom Gegenständlichen immer weiter wegführten, und der Baum bildet kaum ein Sujet mehr (eines der letzten Beispiele: Pierre Bonnard «Amendier en fleur, 1947»). Wie sich die Ur- und Traumbilder, unter ihnen der Baum, trotzdem zur Geltung bringen, wäre noch zu untersuchen. Der «Baumtest», systematisiert von Karl Koch, jedenfalls beruht auf der Annahme eines Urbildes «Fruchtbaum» in jedem von uns, den jeder in einer freien Zeichnung sichtbar machen kann. Diese Testzeichnung ist freier deutbar als die Handschrift und kann deshalb bei der Berufswahl-Beratung gut verwendet werden.<sup>15</sup>

### Der Baum in der Literatur des 20. Jahrhunderts

In der Literatur hingegen treten Bäume immer noch oder immer wieder zutage und drängen Lyriker und Erzähler zur



Studie zum Holzfäller von Ferdinand Hodler für die 50-Franken-Note der Schweizerischen Nationalbank, im Umlauf 1911–1958.  
(Quelle: Michel de Riva: Die schweizerische Banknote 1907–1997. Lausanne 1997)

Gestaltung, und wrenns auch nur in Form eines Vergleichs wäre.

*Erich Kästner* (1899–1974) hat vermutlich an sich selbst bemerkt, dass vor lauter Zählen, Messen und Aus-dem-Kopf-Leben «die Seele krumm wird». Es fehlt uns, wie er meint, vor allem uns Grossstädtern, zu unserer seelischen Gesundheit der echte Bezug zur Natur, und daher bleibt uns auch der Zugang zu den alten Bildern der Seele, z.B. zum Baum, verschüttet.

Die Wälder schweigen<sup>16</sup>  
Die Jahreszeiten  
wandern durch die Wälder.  
Man sieht es nicht.  
Man liest es nur im Blatt.  
Die Jahreszeiten  
strolchen durch die Felder.  
Man zählt die Tage.  
Und man zählt die Gelder.  
Man sehnt sich fort  
aus dem Geschrei der Stadt.  
Das Dächermeer  
schlägt ziegelrote Wellen.  
Die Luft ist dick  
und wie aus grauem Tuch.

Man träumt von Äckern  
und von Pferdeställen.  
Man träumt von grünen Teichen und  
Forellen.  
Und möchte in die Stille zu Besuch.

Die Seele  
wird vom Pflastertreten krumm.  
Mit Bäumen  
kann man wie mit Brüdern reden.  
Und tauscht bei ihnen  
seine Seele um.  
Die Wälder schweigen.  
Doch sie sind nicht stumm.  
Und wer auch kommen mag,  
sie trösten jeden.

Man flieht aus den Büros  
und den Fabriken.  
Wohin, ist gleich!  
Die Erde ist ja rund!  
Dort, wo die Gräser  
wie Bekannte nicken.  
Und wo die Spinnen  
seidne Strümpfe stricken,  
Wird man gesund.

«Sie trösten jeden», war Erich Kästners Erfahrung. Aber *Günter Erich* (1907–1973), Sinologe, Hörspielautor und Lyriker, sagt resigniert – das grosse Sterben des Zweiten Weltkrieges noch vor Augen:

Wer möchte leben  
ohne den Trost der Bäume?  
Die Pfirsiche sind geerntet,  
die Pflaumen färben sich,  
während unter dem Brückenbogen  
die Zeit rauscht.<sup>17</sup>

Die verzweifelte Einsicht des allgemeinen Sterbens hat Gün-ter Eich so sehr geprägt, dass er in den herbstlichen Verände-rungen der Bäume, im Rau-schen des Flusses, im Vogelzug *nur* das Vergehen wahrnimmt. «Es heisst Geduld haben», mahnt er zwar sich und uns, und trotzdem ist ihm, als schmecke er schon bitter die Münze im Mund, die man in der Antike den Toten zur Bezahlung der Überfahrt ins Totenreich mitgab.

Der freundliche und tröstli-che Umgang mit der Natur und besonders mit Bäumen, wie ihn sich Erich Kästner wünschte, war Hermann Hesse gegeben und notwendig. An vielen Stel-len seiner Romane, Erzählun-gen und in vielen Gedichten sind Bäume da, und er war sich ihrer Bedeutung in seinem Leben wohl bewusst.<sup>18</sup>

Zu jedem Bilde, das ein Ort uns hin-terlässt, gehören viele Dinge, Wasser und Fels, Dächer und Plätze, für mich aber am meisten die Bäume. Sie sind nicht nur an sich schön und liebens-wert und stellen dem Menschenwe-sen, das sich in den Bauten aus-spricht, die Unschuld der Natur ent-gegen; man kann ausserdem auch viel aus ihnen ersehen, über Art und Alter des Kulturbodens, über Klima und Wetter, sowie über den Sinn der Menschen. Wie das Dorf, in dem ich jetzt lebe, später einmal vor meinem Gedächtnis stehen wird, weiss ich nicht, aber ohne Pappeln kann ich es mir nicht vorstellen, so wenig wie den Gardasee ohne Oliven und die Toska-

na ohne Zypressen. Andere Orte sind mir undenkbar ohne ihre Linden oder Nussbäume, und zwei oder drei sind dadurch erkennbar und merkwürdig geworden, dass sie gar keinen Baum-wuchs haben («Kastanienbäume» 1904). Bäume sind für mich immer die eindringlichsten Prediger gewesen. Ich verehere sie, wenn sie in Völkern und Familien leben, in Wäldern und Hainen... Bäume sind Heiligtümer. Wer mit ihnen zu sprechen, wer ihnen zuzuhören weiss, der erfährt die Wahrheit. Sie predigen nicht Lehren und Rezepte, sie predigen, um das Einzelne unbekümmert, das Urge-setz des Lebens («Bäume» 1919).

Das folgende Gedicht gehört wegen seiner ungekünstelten Schlichtheit zum Besten, was Hermann Hesse über Bäume gesagt hat (1939):

Tagebuchblatt

Am Abhang hinterm Haus  
hab ich heute  
Durch Wurzelwerk  
und Steinicht eine Grube  
Gehauen und gegraben, tief genug,  
Und jeden Stein  
aus ihr entfernt und auch  
Die spröde, dünne Erde  
weggetragen.  
Dann kniet ich eine Stunde  
da und dort  
Im alten Wald  
und sammelte mit Kelle  
Und Händen aus vermoderten  
Kastanienstrünken  
jene schwarze, mulmige  
Walderde mit dem  
warmen Pilzgeruch,  
Zwei schwere Kübel voll,  
trug sie hinüber  
Und pflanzte in die Grube  
einen Baum,  
Umgab ihn freundlich  
mit der torfigen Erde,  
Goss sonngewärmtes  
Wasser langsam zu  
Und schwemmte,  
schlammte sanft die Wurzeln ein.  
Da steht er, klein und jung,  
und wird da stehen,

Wenn wir verschollen sind  
und unserer Tage  
Lärmige Grösse und unendliche Not  
Vergessen ist und ihre irre Angst.  
Föhn wird ihn beugen.  
Regenwind ihn zausen,  
Sonne ihm lachen,  
nasser Schnee ihn drücken,  
Zeisig und Kleiber werden  
ihn bewohnen,  
An seinem Fuss der stille  
Igel wühlen.  
Und was er je erlebt,  
geschmeckt, erlitten,  
Der Jahre Lauf,  
wechselnde Tiergeschlechter,  
Bedrückung, Heilung,  
Wind- und Sonnenfreundschaft,  
Wird täglich aus ihm strömen  
im Gesang  
Des rauschenden Laubes,  
in der freundlichen  
Gebärde seines sanften  
Wipfelwiegens,  
Im zarten, süssen Duft  
des harzigen Saftes,  
Der seine schlafverklebten  
Knospen feuchtet,  
Im ewigen Spiel der Lichter  
und der Schatten,  
Das er zufrieden  
mit sich selber spielt.

Aus diesen unbekümmert  
holprigen fünffüssigen Versen  
spricht neben der einführenden  
Aufmerksamkeit auch Her-  
mann Hesses Wunsch, so selbst-  
verständlich unmittelbar aus-  
drücken zu können, was ihn be-  
trifft und bewegt, wie es diese  
Schwester Kastanie eben kann.  
Oder mit seinen frühen Worten  
gesagt («Bäume» 1919):

Ein Baum spricht: Meine Kraft ist das  
Vertrauen. Ich weiss nichts von mei-  
nen Vätern, ich weiss nichts von den  
tausend Kindern, die in jedem Jahr  
aus mir entstehen. Ich lebe das Ge-  
heimnis meines Samens zu Ende,  
nichts anderes ist meine Sorge. Ich  
vertraue, dass Gott in mir ist. Ich ver-  
traue, dass meine Aufgabe heilig ist.  
Aus diesem Vertrauen lebe ich.

Selbst in den unruhigen Zeiten der Jugendrevolte (1968) taucht unvermutet der Baum als Begleiter und Mahner auf, so in diesen Zeilen von Anfrid Astel<sup>19</sup>:

Natürlich

Der Frühling gibt jedem recht.  
Dieser Dutschke,  
sagt der Schrebergärtner  
und betrachtet  
seinen Kirschbaum.  
Dieser Springer, sage ich  
und sehe kopfschüttelnd  
auf die Baublüte.

Wie beneidet der Sprecher den Kirschbaum, der so fraglos, so natürlich seine Bestimmung erfüllt im Blühen und Wachsen, während hier im Menschlichen und Politischen alles in Frage gestellt und nach neu-alten Denkmodellen verändert werden soll! Der Text, aus den Studentenunruhen 1968 stammend, nennt Rudi Dutschke, einen der Wortführer, welcher kurz darauf angeschossen wurde, und Axel Springer, den Verleger und Zeitungskönig, der als prominentester Gegner galt.

Der Basler *Rainer Brambach* (1917–1983) war Flachmaler, Torfstecher, Steinhauer, Gärtner-riearbeiter, Werbetexter und wartet mit seinem kleinen Werk noch auf eine grössere Leserschaft, die er vor vielen verdient. Was seine Gedichte und ihn selber auszeichnet, sind seine Bescheidenheit, die Knappheit seiner Sprache und – heute eine Seltenheit – sein stiller Humor. Er wusste:

Die Landschaft mit Wasser, Wind, Wolke, die grossen unvergänglichen Gegenstände der Dichtung, sind zwar noch da, – die alte Erde dauert. Aber

neben der Tanne steht die Antenne als Nachbar, und dem Himmel entlang zieht das Flugzeug. . . . Die Natur im Gedicht, gewiss, es ist möglich! Aber sie muss mit frischen Augen gesehen werden.<sup>20</sup>

Das heisst doch wohl: das romantische Naturgedicht der vorindustriellen Zeit (schon Heinrich Heine verdächtig) ist eben heute nur «mit frischen Augen gesehen» denkbar, etwa so:

Gar nicht seltsam:  
In mir wiehert ein Ross,  
in mir kräht ein Hahn!  
Sich strecken, dasein, erwachen,  
das Kalenderblatt  
vom Vortag abreißen  
den Spruch auf der Rückseite  
lesen und vergessen,  
der Linde im Hof  
Maimorgen sagen  
und das Fenster weit aufmachen.

Da wäre die Linde wieder mit dem (unausgesprochenen) Duft ihrer Blüten und mit ihrer besonderen Beziehung zum Menschen. Der Baum aber, von dem im folgenden Gedicht die Rede ist, ist kein realer Baum, sondern frisch und gross aus des Dichters Tagtraum aufgestiegen und ist Ausdruck einer glücklichen Stimmung, der Freude am dichterischen Gelingen oder vielleicht am Leben überhaupt, was die nüchternen, griesgrämigen Nachbarn nicht verstehen können. Wer lacht und singt schon mit so unsicherem Einkommen und so ungeregelter Lebensführung!

Der Baum

Seit ich weit draussen  
das Haus in der Siedlung bewohne,  
wächst aus dem Keller ein Baum  
durch Diele und Mansarden.  
Laub hängt fahnengleich

aus allen Fenstern hinaus.  
Der Wipfel wiegt sich  
über dem moosgrauen Dach.

Ich hause unbesorgt  
nah dem Gezweig,  
im Hof fault der Spaltklotz,  
auf dem Speicher rostet die Säge.  
Nachbarn freilich rufen sich zu:  
Sein Haus ist wie unsere Häuser,  
was ist der Narr fröhlich –  
Hört, er singt in der Frühe,  
redet und lacht, wenn es dämmt!

Der Baum wächst.

Nur, die glücklichen Zeiten dauern nicht. Was man ringsum an Allzumenschlichem oder gar Unmenschlichem erfährt und erlebt, stimmt zornig oder könnte zu Resignation und Flucht verführen. Wie gut ist oder wäre es, im Schatten eines Holunders, dieses Zauberbaumes aus Urzeiten, etwas Ruhe und Distanz zu finden!

Manchmal  
nicht mehr dabeisein wollen  
sich seitwärts  
in die Büsche schlagen  
an so manchem Rindvieh vorbei –  
Dann zeitlos  
im Holunderschatten liegen  
und eins drei oder fünf  
als gerade Zahl stehen lassen.

Rainer Brambach war zwar Städter, aber er brauchte den Kontakt mit Wiese, Acker, Wald, Schnee und Regen, Dorf und Tieren, und er verschaffte sich diesen Kontakt bei seiner Gartenarbeit und auf seinen Velo-Ausflügen in die Umgebung von Basel. Von so einem Ausflug ist er im August 1983 nicht mehr zurückgekehrt. In seinem Gedicht «Leben» gibt er Auskunft über sein Dichten (dritte und vierte Strophe):

Viele Gedichte habe ich  
den Bäumen gewidmet.  
Sie wuchsen darob in den Himmel.  
Soll einer kommen und sagen,  
diese Bäume seien nicht  
in den Himmel gewachsen.

Dem Tod keine Zeile bisher.  
Ich wiege achtzig Kilo,  
und das Leben ist mächtig.  
Zu einer anderen Zeit  
wird er kommen und fragen,  
wie es sei mit uns beiden.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Carl Gustav Jung: Von den Wurzeln des Bewusstseins, Studien über den Archetypus. Zürich: Rascher 1933: Kap. 20: «Deutung und Integration des Unbewussten».
- <sup>2</sup> Das Buch Hiob Kap. 14, Verse 1, 2 und 7–10, nach Luther.
- <sup>3</sup> Anthologia Graeca, griechisch-deutsch. München 1965, Bd. VI 170.
- <sup>4</sup> Carl Gustav Jung: Von den Wurzeln des Bewusstseins. Zürich: Rascher 1933: Kap. 13: «Das weibliche Numen des Baumes».
- <sup>5</sup> Deutsche Märchen seit Grimm, hrsg. von Paul Zaunert. Zürich: Ex Libris 1964, Nr. 1: «Die Prinzessin auf dem Baum».
- <sup>6</sup> Friedrich Rückert: Auswahl aus der «Weisheit des Brahmanen», 1836–1839. Freiburg i. B.: Herder 1978.
- <sup>7</sup> Johannes Brahms: Deutsche Volkslieder, mit Klavierbegleitung, Breitkopf 1894, Band II, Nr. 41.
- <sup>8</sup> Im Original: Zaun.
- <sup>9</sup> Der Brauch für das deutschsprachige Gebiet belegt in «Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens». Berlin: de Gruyter 1934/35, Bd. VI, S. 760, Stichwort «Nachgeburt».
- <sup>10</sup> Walter Kauer: Spätholz. Zürich/Köln: Benziger 1976.
- <sup>11</sup> Walter von der Vogelweide, Sprüche, Lieder. Urtext und Prosaübertragung von Paul Stapf, Sonderausgabe: Die Tempel-Klassiker. Wiesbaden: Emil Vollmer: Lied 169.
- <sup>12</sup> Pierre Cabanne: Van Gogh, Paris: Editions Aimery Somogy 1973.
- <sup>13</sup> Ewald Bender: Die Kunst Ferdinand Hodlers. Zürich: Rascher Verlag 1923.
- <sup>14</sup> Ausstellungskatalog Ferdinand Hodler. Kunsthaus Zürich 1983.
- <sup>15</sup> Karl Koch: Der Baumtest, Der Baumzeichenversuch als psychodiagnostisches Hilfsmittel, Bern: Hans Huber Verlag 1949.
- <sup>16</sup> Doktor Erich Kästners lyrische Hausapotheke. Zürich: Atrium o. J.
- <sup>17</sup> Günter Eich: Botschaften des Regens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1955; die zitierten Verse aus «Ende eines Sommers».
- <sup>18</sup> Siehe die schöne Auswahl im Insel-Taschenbuch 455.
- <sup>19</sup> Aus Hilde Domin: Nachkrieg und Unfrieden, Gedichte als Index 1945–1970, Neuwied: Luchterhand 1970.
- <sup>20</sup> Rainer Brambach: Auch im April; Wirf eine Münze. Gesammelte Gedichte. Zürich: Diogenes 1977 und 1983. Die nachfolgenden Gedichte Brambachs ebd.